Philosophie.

Zum Problem des ästhetischen Erlebens

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde einer hohen Philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

Hans G. Friedländer
aus Breslau

Promotion: 9. November 1932

Breslau 1932

Referent: Prof. Dr. Marck.

Korreferenten: Prof. Dr. Baur
und Prof. Dr. Kühnemann

Examen rigorosum: 22. Juli 1931.

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

I.

Einleitung. — Aus der Geltungslehre der Denkpsychologie. — Das Kantische Paradox. — Präsenz bei Schiller. — Zur Ästhetik des Idealismus. — Schönheit und Geschmack.

Nach dem Begriff und dem Geltungswert des Ästhetischen ist schon oft gefragt worden. Anlaß, die Frage von neuem zu stellen, sind die Fortschritte der Psychologie. Bedeutende Zweige der heutigen psychologischen Forschung gehen von Begriffen aus, deren Namen von den ästhetischen Disziplinen her bekannt sind: Produktion, Gestalt, Gliederung, Rhythmus u. a. m.

Insbesondere gilt dies von der Denkpsychologie, deren terminologische und methodische Ausbildung durch Richard Hönigswald ein ausgezeichnetes Instrument zu klarer Fassung und strenger Lösung psychologischer und geltungstheoretischer Probleme geschaffen hat. Erlebnis und Produktion, Ganzheit und Gliederung sind Schlüsselbegriffe der Denkpsychologie. Auch auf dem Gebiete der Ästhetik sind diese Begriffe von entscheidender Bedeutung. Diese Erkenntnis durchzieht von Aristoteles bis in unsere Tage die gesamte Literatur zur Grundlegung der Ästhetik. Darum ist zu erwarten, daß die Ergebnisse und Methoden der Denkpsychologie sich auch als fruchtbar erweisen werden bei dem Versuche, den Geschmack philosophisch zu begründen. (1)

Der Begriff Erlebnis faßt den allgemeinsten psychologischen Sachverhalt, der Begriff Produktion den gleichen Sachverhalt von einer anderen Seite. Er heißt Produktion, weil bei jedem psychischen Ereignis Gegenstände hervorgebracht werden, Erlebnis, weil diese Gegenstände von dem erlebenden Ich abhängig sind, aber nicht allein von ihm. Man kann nicht sich selbst gebären, nicht etwas aus dem Nichts produzieren. Für jedes Erlebnis ist etwas vorgegeben als Substrat, worauf sein Gegenstand aufgebaut ist. Dieses Substrat heißt Gegebenheit des

Erlebens. Die Gegebenheit umfaßt allemal Inhalte des Bewußtseins, welche ihrerseits gegenständliche Bestimmtheit haben, als Gegenstände müssen angesehen werden können, weil sie ja auch einmal erlebt worden sind; denn anders als durch Erlebnis kommt nichts ins Bewußtsein. Sind aber Inhalte für ein Erlebnis gegeben, so werden sie nicht als Gegenstände angesehen, sondern das erlebende Ich ist dann auf einen neuen Gegenstand gerichtet.

Wie der Bauplan eines neuen Stockwerks von den Gesetzen der Statik, der Konstruktion des Gesamtbaus, dem Baumaterial und darüber hinaus von dem Willen des Baumeisters bestimmt wird, so ist der Gegenstand eines Erlebnisses bestimmt durch die allgemeinen Gesetze des Erlebens, die Art des Erlebnisses, die Art der gegebenen Inhalte und darüber hinaus, also nur bedingt, abhängig vom Ich. Manche Konstruktion ist an eine bestimmte Art von Baumaterial gebunden; so kann auch nicht jede Art von Erlebnissen auf jede Art von Inhalten aufgebaut werden.

Die Gesamtheit aller Bedingungen, welche die Abhängigkeit eines Erlebnisgegenstandes vom erlebenden Ich einschränken, nennt man die Gegenständlichkeit des Erlebens. Nach der Art des Erlebens ändert sich das Verhältnis der Gegenständlichkeit zum Faktor des Ich in der Bestimmtheit des Erlebnisgegenstandes. Das Verhältnis dieser beiden Faktoren nennt man die Geltungsart des Erlebnisses. Danach richtet sich die Möglichkeit, über den Gegenstand des Erlebnisses (den produzierten Gegenstand) etwas auszusagen, sich über ihn zu verständigen, ihn zum Gegenstande des Versuchs und der Forschung zu machen. Darum ist die Frage nach der Geltungsart des Erlebens, auf das ein Gebiet der Forschung sich bezieht, die eigentliche letzte einzige Aufgabe der Grundlegung eines Forschungsgebietes.

Ist das Verhältnis so beschaffen, daß der Anteil des Ich verschwindet, der Gegenstand also unabhängig vom Ich erscheint, so heißt der so produzierte Gegenstand Erkenntnisgegenstand, seine Geltungsart Allgemeingültigkeit; jeder Satz, der eine Erkenntnis ausspricht, heißt Urteil.

Während Kant die Frage nach der Geltungsart der Erkenntnis gestellt und — wir dürfen wohl sagen: endgültig — beantwortet hat, ist die Frage nach der Geltungsart des ästhetischen Erlebens in seiner

„Kritik der ästhetischen Urteilskraft" nicht gestellt worden. Dort wird vielmehr nach der Geltungsart des ästhetischen Urteils gefragt. (2)

Kants Antwort auf diese Frage lautet, das ästhetische Urteil besäße eine subjektive Allgemeingültigkeit. Diese Antwort ist ein Paradox, oder, wie Kant das ausdrückt, eine Merkwürdigkeit. (3) Darum ist sie nicht entscheidend; sie zeigt aber das entscheidende Problem. Das Paradox ist aufzulösen, das Subjektive von der Allgemeingültigkeit zu differenzieren, d. h. das Verhältnis zwischen dem Ich und der Gegenständlichkeit zu finden, welches das ästhetische Erlebnis zeitigt.

Kant versuchte das Paradox aufzulösen durch die Konzeption eines Gemeinsinns, d. i. einer „Übereinstimmung von Geschmacksurteilen a posteriori". (4) Damit hat er aber der Kritik der Reinen Vernunft einen Stoß versetzt. Denn wenn es einen Gemeinsinn gäbe, warum sollte nicht, wie Hume (5) behauptet hatte, die Erfahrung auf ihn zurückzuführen sein statt auf Prinzipien a priori?

Auch die Monadenlehre von Leibniz schließt ein gemeinsames Geistesleben der Monaden, also einen Gemeinsinn, aus. Zugleich mit der Monadenlehre würde auch die Denkpsychologie entfallen, sie stützt sich nämlich auf die „Monadizität" (6) des Ich, d. i. auf die Unmöglichkeit eines Gemeinsinns.

Schillers Versuch, das Kantsche Paradox aufzulösen, ist in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" enthalten. Diese Abhandlung zählt zu den besten und schönsten der ästhetischen Literatur. Der schwungvolle Aufbau, die klare knappe flüssige Diktion, kühne, unerhört selbständige Ideen machen sie zu einer Freude für den unbefangenen wie für den einsichtigen Leser.

An manchen Punkten kommt er Grundgedanken der Denkpsychologie recht nahe. So sagt er: „Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung." (7) Alles Erleben ist zugleich Erleben der Zeit in der Zeit, der — mit Erlebnis — erfüllten Zeit in der leeren Naturzeit. Diese beiden Zeitformen unterscheiden sich durch die verschiedene Ausprägung der Gegenwart. Die Gegenwart der Naturzeit,

die nach Sekunden gemessen werden kann, ist ein Zeitpunkt. Im Jetzt der erfüllten Zeit ist Vergangenheit und Zukunft gegenwärtig. Damit man zwei Zeitpunkte, zwei Ereignisse als getrennt voneinander empfinden kann, muß man beide zusammen, gleichzeitig erleben. Dieser eigentümliche Gegenwartsbegriff, der die Trennung von Vergangenheit und Zukunft ermöglicht und zugleich aufhebt, heißt Präsenz und ist die einzige allgemeine Kategorie des Erlebens überhaupt. (8)

Denn ein Erlebnisgegenstand stiftet einen Zusammenhang zwischen den Inhalten seiner Gegebenheit; dieser mag wie immer beschaffen sein, jedenfalls genügt er den Bedingungen der Präfenz. Die Inhalte erscheinen im Zusammenhange des Gegenstandes zugleich getrennt und vereinigt. Sie erscheinen als Glieder einer Ganzheit, nämlich des Erlebnisgegenstandes. Darum wird auch die Ordnung, die ein Erlebnisgegenstand zwischen den für ihn gegebenen Inhalten stiftet, seine Gliederung genannt.

Diese Grundbegriffe der Lehre vom Erlebnis finden sich bei Schiller teils ausgeführt, teils angedeutet, dienen ihm aber nur als Hilfsmittel, um ein Ziel zu erreichen, welches er sich von Kant und dem metaphysischen Idealismus der Antike, den er durch Shaftesbury kannte, hatte vorschreiben lassen.

Platon und sein Schüler Plotin nennen das Eine unveränderliche Wesen mit den drei Namen des Wahren, des Guten und des Schönen. (9) Dem entspricht eine Dreiteilung der Philosophie in Logik, Ethik und Ästhetik. Kant hat sich diese Dreiteilung zu eigen gemacht. Er weist in der Einleitung zur Kritik der Urteilskraft der Ästhetik den Platz zwischen Logik und Ethik an.

Schiller hat eine Begründung dieser Ansicht aus kritischer Analysis versucht, aber bei Kant tritt die Ansicht als Vorurteil auf. (10) Sie bestimmt die Fragestellung der ästhetischen Grundlegung nicht aus ihrem Gegenstande, sondern aus einer Vorstellung vom System der Philosophie. Ehe man untersucht hat, was das Ästhetische bedeutet, kann man nicht der Ästhetik ihren Ort im System der Philosophie anweisen.

Man kann das Geltungsgebiet der Ästhetik zunächst nur durch eine vorläufige Bestimmung ihres allgemeinen

Tatbestandes abgrenzen. Solche vorläufige Bestimmungen liefert die vorwissenschaftliche Erkenntnis und deren Zeugnis: der Sprachgebrauch.

Ästhetik heißt die Theorie des Geschmacks und der Schönheit. Die Sätze „Dies gefällt mir" und „Dies ist schön" sind die Normalformen des sprachlichen Ausdrucks für die Ergebnisse ästhetischen Erlebens.

Diese beiden Sätze bedeuten nicht das Gleiche. Denn was mir gefällt, braucht darum nicht schön zu sein, nicht einmal meiner Ansicht nach, wovon ich aber meine, daß es schön sei, das gefällt mir ganz gewiß. Also fordert der zweite Satz mehr von seinem Gegenstande als der erste.

Wenn die Sprache recht hat, bedeutet die Zusatzbedingung eine Einschränkung der Abhängigkeit des Gegenstandes vom Ich. Denn in dem Satze „Dies ist schön" wird die Beziehung des Gegenstandes auf das Ich unterdrückt, in dem Satze „Dies gefällt mir" wird sie ausgesprochen. Nach dem Zeugnis der Sprache ist also der schöne Gegenstand relativ unabhängiger vom Ich als der Gegenstand des Geschmacks im allgemeinen, er hat eine Beziehung zur Allgemeingültigkeit, die der Gegenstand des Geschmacks im allgemeinen nicht hat. Der schöne Gegenstand ist eine Sonderart des allgemeinen ästhetischen Gegenstandes und seine Besonderheit erstreckt sich bis auf das Geltungsprinzip. Das Schönheitsprinzip ist eine Erweiterung des Geschmacksprinzips. Somit liefert uns der folgende Satz, der allerdings nur eine Vermutung darstellt, einen Arbeitsplan, und ist bedeutend genug, um ihn gewichtig vorzutragen:

> Es gibt ein allgemeines Prinzip des Geschmacks und ein besonderes der Schönheit.

Dieser Arbeitsplan entspricht nicht dem der Kritik der Urteilskraft. Kant unterscheidet das Wohlgefallen am Schönen, am Guten, am Angenehmen, am Zweckmäßigen, beschränkt aber die Ästhetik ausdrücklich auf das Schöne. (11) Dies sei der Gegenstand des Reinen Geschmacksurteils, mit welchem allein die Ästhetik sich zu beschäftigen habe.

Die Beschränkung der Ästhetik auf das Schöne hängt offensichtlich bei Kant mit dem Ansatz des ästhetischen

Urteils zusammen, und dieser wiederum erscheint notwendig, um der Parallele zwischen Logik und Ästhetik gerecht werden zu können.

Man möge nicht glauben, an die Stelle dieser Parallele würde hier eine Analogie zwischen Ästhetik und Psychologie gesetzt. Nicht um eine bloße Analogie handelt es sich hier, sondern um eine Anwendung der Psychologie. Ein ästhetisches Erlebnis gibt es ganz gewiß, und es ist ein Gegenstand psychologischer Forschung. Diese Forschung vermag, das dürfte bereits ersichtlich sein, Vorarbeiten für die Grundlegung der Ästhetik zu leisten, während die Grundlegung selbst den Bereich der Psychologie wird überschreiten müssen. Denn Geltungsfragen gehen die Psychologie nichts an, die sich mit der Beschreibung von Erlebnissen zu befassen hat. Ein solcher Sachverhalt ist für uns das ästhetische Erlebnis, und zwar zunächst, weil es das allgemeine ästhetische Erleben darstellt, das Erlebnis des Geschmacks.

II.

Von der Gegebenheit des äthetischen Gegenstandes. — Die Regel vom Goldenen Schnitt. — Massenexperiment oder Beispiel? — Zur Methode. — 1. Beispiel: Das Metronom. — Der 1. Satz und sein Gültigkeitsbereich. — 2. Beispiel: Der zu hohe Ton. 2. Satz. — Exkurs über den Einfluß des Organismus auf den Geschmack. — Die Sinnganzheit und die Gestalt.

Gegeben für ein Erlebnis sind nicht Gegenstände, sondern Inhalte des Bewußtseins, bezogen auf ein gemeinsames Ganzes, als Elemente einer Ganzheit, die den Erlebnisgegenstand darstellt. Dieser Gegenstand ist die Ordnung seiner Elemente, sonst nichts. Die Elemente aber haben, ihrem Begriffe nach, selbst gegenständliche Bestimmtheit, und diese bildet ein Moment der Ordnung zwischen ihnen, die die Ganzheit, in der sie stehen, ausmacht. Mehr oder weniger hängt die Besonderheit und Geltungsart eines Erlebnisgegenstandes von der Art der gegenständlichen Bestimmtheit seiner Elemente ab, weil eine bestimmte Art von Erlebnis im allgemeinen nicht an jeder Art von Elementen geschehen kann und mitunter

sogar an eine bestimmte Art von Elementen gebunden ist, wie z. B. die Melodie an Töne. (12)

Wäre die Gegebenheit des Geschmackserlebnisses in ähnlicher Weise auf eine oder mehrere Arten gegenständlicher Bestimmtheit beschränkt, so würde die Untersuchung sehr vereinfacht sein. Es ist erfahrungsgemäß nicht so. Gestalten und Sinnganzheiten, Dinge, Vorstellungen und Begriffe, Sätze und Schlüsse — dies alles und vieles mehr fällt unter den Anwendungsbereich des Geschmacks.

Daher muß das Geschmacksprinzip so allgemein gehalten sein, daß es nichts über die gegenständliche Bestimmtheit der für den Geschmack gegebenen Inhalte aussagt, sondern nur die Ordnung dieser Inhalte im ästhetischen Gegenstande festsetzt.

Nun betreiben wir aber zunächst Psychologie des ästhetischen Erlebens, und Psychologie hat es mit Tatsachen zu tun. Tatsachen sind niemals allgemein, immer besonders. Sie sind aber Verwirklichungen allgemeinerer Sachverhalte; was für eine bestimmte, einzelne Tatsache gilt, das gilt für andere auch. Für welche andere aber ein Satz gilt, der aus dem Ergebnis eines bestimmten Versuches, d. i. aus einer Tatsache, gefolgert wurde, muß stets durch eine besondere Untersuchung bestimmt werden. Unser Weg führt also vom Besonderen zum Allgemeinen, und nur solche Sätze werden für uns von Wichtigkeit sein, deren Geltungsbereich nicht auf bestimmte Arten von Gegebenheiten eingeschränkt ist. In jedem Falle wird der Nachweis geführt werden müssen, daß eine solche Einschränkung fehlt.

Aus Gewissenhaftigkeit mag noch die Möglichkeit erwähnt werden, daß auf verschiedenen Gebieten der Gegebenheit, die einander ausschließen, verschiedene Geschmacksprinzipien gelten, ohne daß ein allgemeines, sie alle umfassendes Prinzip daraus abgeleitet werden könnte. Diese Möglichkeit wird nicht aktuell.

Daß durch das Ziel einer Grundlegung der Ästhetik die Beweismittel weiter eingeschränkt werden, soll mittels Diskussion eines berühmten Experimentes zur Psychologie des Geschmacks gezeigt werden, das Fechner angestellt und in seiner „Vorschule der Ästhetik" beschrieben hat. (13)

Er legte vielen Versuchspersonen eine Reihe von Rechtecken gleicher Größe, deren Seitenverhältnis verschieden war, und zwar jeder Person alle Rechtecke gleichzeitig vor und forderte sie auf, dasjenige Rechteck herauszugreifen, das ihnen am besten gefiele. Er trug die wagrechte Seite der Rechtecke als Abszisse, die Zahl der auf jedes Rechteck gefallenen Stimmen als Ordinate ein und erhielt eine statistische Kurve mit z w e i sehr deutlichen Spitzen. Diese lagen nahezu bei den Rechtecken, deren Seitenverhältnis dem goldenen Schnitte entsprach ($a + b : a = a : b = 1 . 618 \ldots$), waren aber gegen die rechte Seite der Kurve hin etwas verschoben. Diese Verschiebung entsprach der Tatsache, daß das menschliche Auge senkrecht liegende Strecken länger einschätzt als wagerecht liegende Strecken. Danach weicht das geschätzte d. h. wahrgenommene Seitenverhältnis von dem wirklichen nach rechts hin ab, also in derselben Richtung, wie die bevorzugten Rechtecke von denen des Goldenen Schnittes abweichen. Damit wird die Überlieferung, der Goldene Schnitt sei ein besonders wohlgefälliges Verhältnis von Abmessungen, überzeugender bestätigt, als wäre eine Korrektur nicht nötig gewesen.

Daß es solche Regeln des Geschmacks gibt, die, wie die Regel des Goldenen Schnittes, quantitative Bestimmungen enthalten, ist merkwürdig genug. Nehmen wir selbst an, nach der Anordnung des Versuches ließe sich nicht bezweifeln, daß dies wirklich eine Regel des Geschmacks sei und die Bevorzugung dieses oder jenes Rechtecks keine andern als ästhetische Gründe hätte haben können, so bleibt die Regel doch für unsere Absicht unbrauchbar.

Sie behauptet nicht mehr, als daß das Maximum der Wohlgefälligkeit von Rechtecken (ihrem Seitenverhältnis nach) beim Seitenverhältnis des Goldenen Schnittes läge. Diese Regel ist unabhängig vom Ich, wenigstens ihrer Form nach, aber nur deswegen, weil durch die Abstimmung ein Ichfaktor herausgefallen ist. Dieser Ichfaktor kann aus der Regel nicht rekonstruiert werden. Wenn etwa das Resultat eines jeden ästhetischen Erlebens bei diesem Versuch identisch und der Regel gemäß ausgefallen wäre, eine andere Wahl nur bei Unfähigkeit zum ästhetischen Erlebnis hätte eintreten dürfen, so wäre das gleiche Resultat entstanden, als wenn jede beliebige Wahl als Resultat eines ästhetischen Erlebens vorgekommen wäre.

Zwischen diesen beiden Deutungen des Versuchsergebnisses kann der Versuch keine Entscheidung herbeiführen, weil sein Ergebnis durch Abstimmung ermittelt worden ist. Da allein eine solche Entscheidung eine Bedeutung für die Ermittlung von Geschmacksprinzipien hat, dürfen wir also nicht erwarten, durch Massenexperimente Aufschluß über die uns wichtigen Fragen zu erhalten.

Somit bleibt uns nur noch eine Quelle von Tatsachen: Das ist die Selbstbeobachtung, oder, was sich davon methodisch nicht unterscheidet, das Beispiel. Das Beispiel als Beweismittel ist gerade in der Psychologie brauchbar, aber auch hier darf es nur mit großer Vorsicht gebraucht werden.

Man kann durch Beispiele niemals vom Allgemeinen zum Besonderen vordringen, also etwa die Geltung von Naturgesetzen festlegen; man kann aber vom Besonderen zum Allgemeinen vordringen, und dies ist gerade unser Weg. Daher dürfen wir vom Beweis mittels Beispielen Gebrauch machen, zumal er die ultima ratio darstellt, da uns ja andere Beweismittel nicht mehr zur Verfügung stehen.

Das erste Beispiel wird so geschildert, als wenn es sich um ein angestelltes Experiment handelte.

Ein Metronom schlägt 4 oder 6 Schläge in einer Sekunde, und jemand wird gefragt, ob der Takt ihm gefalle. Zu erwarten ist eine ausweichende Antwort oder Urteilsenthaltung.

Das Metronom schlägt einmal in zwei Sekunden oder zwanzigmal in einer, und die Frage wird wiederholt. Die zu erwartende Antwort ist eine Mißfallensäußerung.

Die Erinnerung an tropfende Wasserhähne wird es dem Leser erleichtern, die Richtigkeit der zweiten Behauptung einzusehen, und die erste ist an tickenden Uhren leicht nachzuprüfen.

Regelmäßige Reizfolgen sind für den Geschmack indifferent, sofern sie leicht rhythmisiert werden können, aber nicht als Rhythmus erlebt werden; sie sind nicht wohlgefällig, wenn sie durch unsere Rhythmisierungsfähigkeit gar nicht oder kaum erfaßt werden können. Diese Fähigkeit hängt von der Intensität der aufeinanderfolgenden Reize (Metronomschläge) und ihrem zeitlichen Abstand ab. Wird die Intensität festgehalten, die „Pause"

verändert, so verschwindet die Rhythmisierungsfähigkeit bei einer großen sowie bei einer kleinen Pause und hat dazwischen ein Maximum. Wird die Pause festgehalten und die Intensität von Folge zu Folge verändert, so ergibt sich gleichfalls eine „Schwelle" bei großer, eine bei kleiner Intensität und dazwischen ein Maximum. (14) Bei Überschreitung der Schwellen hat die Fähigkeit, einen Rhythmus zu erleben, ein Ende. Wird in diesem Falle die Geschmacksfrage gestellt, so erfolgt eine Mißfallensäußerung. Im anderen Falle erfolgt Urteilsenthaltung, wenn die Rhythmisierung der rhythmisierbaren Reizfolge nicht geschieht.

Damit etwas gefalle, ist also notwendig, daß es als Ganzheit oder Element einer Ganzheit erlebt werde. Das ästhetische Erlebnis geht auf Elemente von Ganzheiten.

Dieser Satz ist an der Erscheinung des Rhythmus abgeleitet worden; um seine weit allgemeinere Bedeutung zu zeigen, sollen aus anderen Gebieten von Erlebnisgegenständen dem Beispiel ähnliche Tatsachen aufgezählt werden: Töne innerhalb des Bereiches unserer Unterscheidungsfähigkeit für Töne sind indifferent; liegen sie an der Grenze dieses Bereiches, so sind sie dem Geschmack zuwider. Wörter im Zusammenhange des Lexikons, Namen unbekannter Orte sind indifferent, außer wenn sie an der Grenze unseres Sprechvermögens liegen. Sätze in grammatischen Übungsbüchern sind gemeinhin für den Geschmack indifferent. Diese Andeutungen können hier genügen, weil dieser erste Satz sogleich an Hand eines zweiten Beispiels verschärft werden wird.

Auf die Frage, ob jemandem eine musikalische Darbietung gefallen habe, erhält man häufig Antworten von der Form: Dieser oder jener Ton sei zu hoch oder zu tief, zu schrill oder zu laut gewesen. Zu hoch, um welcher Bedingung zu genügen? Um eine Ganzheit zu erfüllen, die erlebt worden wäre, wenn an Stelle jenes Tones ein tieferer erklungen wäre; zu hoch, um Element einer Ganzheit zu sein, welche erlebt wird, indem man den richtigen Ton für den falschen einsetzt.

Es gibt also da zwei Ganzheiten, denn sowohl die Melodie mit dem richtigen Ton wie auch die mit dem falschen Ton ist nach dem ersten Satze ein tatsächlich erlebter Gegenstand. Die beiden Ganzheiten unterscheiden sich

und hängen zusammen durch die Bestimmtheit ihrer Elemente. Wo das gleiche Moment über die Differenzierung und den Zusammenhang zweier Tatbestände entscheidet, genügt dieser Zusammenhang den Bedingungen der Präsenz und stiftet einen neuen Erlebnisgegenstand.

Jede Äußerung des Wohlgefallens an einem Gegenstande, sofern sie eine Antwort auf die Frage des Geschmacks ist, läßt sich durch weitere Diskussion auf eine Form bringen, die etwa den Sinn hat, daß da irgendwo, irgendwie der Nagel auf den Kopf getroffen sei. Das bedeutet die Ablehnung einer Änderung des Gegenstandes, auf den sich die Geschmacksfrage bezieht, an einer bestimmten Stelle, und das ist im Grund das Gleiche, als wenn, wie im Beispiel vom zu hohen Ton, eine Änderung dieses Gegenstandes an einer bestimmten Stelle — gefordert wird.

Eine Mißfallensäußerung läßt sich jedenfalls durch weitere Diskussion so verschärfen, daß entweder die Form unseres Beispiels erreicht wird oder das Bekenntnis, daß ein ästhetisches Erlebnis nicht geschehen sei. Denn auch dieser Tatbestand hat, wie wir gesehen haben, Mißfallen zur Folge.

Eine solche Diskussion kann jeder mit sich in Gedanken anstellen. Dabei wird sich freilich außer den drei geschilderten Möglichkeiten noch eine vierte (und fünfte) finden, nämlich daß man zwar weiß, der Geschmack fordere irgendeine Änderung oder lehne irgendwo jede Änderung ab, die Stelle aber nicht zu finden vermag. Dieser Fall ist natürlich irrelevant, ebenso wie die Tatsache, daß der Mathematiker oft Formeln aufschreibt, ehe er sie beweisen kann, für die Geltung mathematischer Sätze irrelevant ist.

Diese Untersuchungen, die der Leser etwa an einem hübschen Damenkleid, an einer leicht mißratenen Krawatte nachprüfen mag, sollten folgende Behauptung stützen:

Die am Beispiel vom zu hohen Ton abgelesene Ordnung zweier Ganzheiten zu einem neuen Erlebnisgegenstand ist ein allgemeines Merkmal des ästhetischen Erlebens, der so produzierte Gegenstand ist eben der Gegenstand des Geschmacks.

Es fehlt noch zum Nachweis der Allgemeinheit dieses Tatbestandes seine Erstreckung über das Gesamtgebiet aller Ganzheiten. Dafür genügt der Hinweis darauf, daß

bei der Demonstration dieser Tatsache keine besonderen Eigenschaften der Melodie oder der Gestalt, sondern nur Eigenschaften aller Ganzheiten benutzt worden sind. Daher kann der zweite Satz so formuliert werden:

> Das ästhetische Erlebnis ist das Erlebnis des Abstandes zweier Ganzheiten, gemessen an der Bestimmtheit ihrer Elemente.

Dieser Satz ist eine Verschärfung des ersten und bedarf noch weiterer Verschärfung. Er stellt keine Definition dar, aber er gibt die Richtung an, wo die Definition des ästhetischen Erlebnisses gefunden werden könnte. Man muß versuchen, zu ermitteln, was „Abstand" und „messen" hier bedeutet. Dazu sehen wir uns die beiden Ganzheiten, die im Beispiel vom zu hohen Ton vorkommen, etwas näher an.

Dabei wird es notwendig sein, zwei Fälle des ästhetischen Erlebens zu unterscheiden. Vorher wollen wir einen Überblick über die verschiedenen Arten der Ganzheiten und ihrer Gegebenheit geben. (15)

Im wesentlichen sind zu unterscheiden Gestalten und Sinnganzheiten. Die Gegebenheit der Gestalt ist Naturgegebenheit und kommt auf dem Wege der sinnlichen Wahrnehmung ins Bewußtsein. Die Gegebenheit der Sinnganzheit ist sprachliche Gegebenheit und kommt auf dem Wege der Verständigung ins Bewußtsein, wobei freilich die Wahrnehmung auch eine, aber eine untergeordnete Rolle spielt. Die Glieder der Gestalten sind entweder Gestalten oder Reize, letzten Endes aber immer Reize. Die sukzessive Zergliederung von Gestalten hat stets ein Ende, wo man nämlich auf Reize stößt. Dagegen sind die Glieder von Sinnganzheiten stets wieder Sinnganzheiten, und ihre sukzessive Zergliederung hat kein Ende.

Der Ichanteil enthält überall, aber ganz besonders bei den Gestalten, Faktoren, die den Erlebnisgegenstand insbesondere vom Organismus des Erlebenden abhängig machen. Der für die Wahrnehmung vorgegebene Reiz wird im allgemeinen nicht durch die Wahrnehmung adäquat wiedergegeben. Bei Gegebenheit der Fechnerschen Regel haben wir eine solche Verzerrung des Reizes durch das Sinnesorgan kennengelernt.

Überhaupt sind diese Organfaktoren genau zu untersuchen, wo es sich darum handelt, Regeln des Geschmacks zu bestimmen. Das ist aber nicht unsere Aufgabe. Wir suchen ein allgemeines Prinzip des Geschmacks.

Sehr wichtig für diese unsere Aufgabe ist jedoch der erwähnte grundlegende Unterschied zwischen Gestalten und Sinnganzheiten. Es gibt gewiß noch andere Erlebnisgegenstände, außer Gestalten und Sinnganzheiten, z. B. Personen oder Gefühle, aber bei den folgenden Untersuchungen beschränken wir uns auf die beiden Typen von Erlebnisgegenständen: Gestalt und Sinnganzheit. Es wird sich ja erweisen, ob das Geschmacksprinzip, das wir finden werden, auch auf die andern möglichen Fälle paßt.

III.

Die zwei Melodien. — Freie und gebundene Produktion. — Das ästhetische Verstehen. — Geschmacksprinzip und Begriff. — Zur Verallgemeinerung des Beispiels.

Die Melodie, von der gesagt werden soll, ob sie gefällt, und die angeblich einen zu hohen Ton enthält, ist mit der andern, die den „richtigen" Ton enthält, innerhalb des ästhetischen Erlebnisses, zu dem beide gehören, nicht vertauschbar, sondern die beiden Melodien unterscheiden sich in ihrer Beziehung zum Gegenstande dieses Erlebens und in ihrer Gegebenheit.

Der „falsche" Ton wird gehört, ihm entspricht ein Reiz, also ein physikalisches Ereignis. Dem „richtigen" Ton entspricht kein physikalischer Vorgang. Der Unterschied zwischen einem Ton und der zugehörigen Schallwelle läßt sich folgendermaßen demonstrieren: Eine Schallwelle von der Schwingungszahl 440 gäbe es auch, wenn niemand da wäre, sie zu empfinden; den Kammerton „a" gäbe es nicht, wenn niemand ihn hören könnte. Trotzdem hat es Sinn, dem Kammerton „a" die Schwingungszahl 440 zuzuschreiben, denn wenn ihm überhaupt ein physikalischer Vorgang entspricht, ist es eine Schallwelle von der Schwingungszahl 440, und einer solchen entspricht niemals ein anderer Ton.

Diese gegenseitige Zuordnung eines Tones und eines physikalischen Vorganges bedeutet die Gebundenheit der Empfindung an die Natur. Sie wird bei dem

„falschen" Ton (in der ersten Melodie) verwirklicht, bei dem „richtigen" Ton (in der zweiten Melodie) jedoch nicht. Da also die zweite Melodie weniger an die Natur gebunden ist als die erste, nennen wir sie Freie Produktion im Gegensatz zur ersten, die Gebundene Produktion heißen soll.

Drei Bemerkungen sind nötig, um Mißverständnissen vorzubeugen:

Gebunden an die Natur sind immer nur die Elemente der Ganzheit, niemals die Ganzheit selbst. Denn das letztere würde den allgemeinen Bedingungen des Erlebens widersprechen.

Der Unterschied zwischen Freier und Gebundener Produktion ist nicht fakultativ, sondern nur graduell. Die Gebundene Produktion mag in hohem Grade frei sein, was bei der künstlerischen Gestaltung die Regel ist, immer steht ihr eine relativ freie Produktion gegenüber. Dort und überall, wo ein ästhetisches Erlebnis geschieht, bleibt die Richtung dieser Differenz erhalten, und darauf allein kommt es an.

Endlich ist die Zuordnung solcher zwei Produktionen, d. i. ihr im Sinne der Präsenz gleichzeitiges Erleben, zwar eine notwendige Voraussetzung für das ästhetische Erlebnis, aber keine hinreichende Bedingung. Es gibt gleichzeitiges Erleben einer Gebundenen und einer (im Vergleich zu ihr) Freien Produktion, das dennoch ein ästhetisches Erlebnis nicht ermöglicht, geschweige denn einschließt. Man denke nur daran, wie störende Vorstellungen die Konzentration auf ein Kunstwerk hindern können.

Das Geschmacksprinzip muß daher die Zuordnung einer Gebundenen und einer Freien Produktion über die Gleichzeitigkeit ihres Erlebens hinaus bedeuten.

Die Frage: „Gefällt Dir das?" bezieht sich allemal auf die Gebundene Produktion. Es gibt, wie gesagt, drei Antworten darauf: „Ja" und „Nein" als Ergebnis eines ästhetischen Erlebnisses; „Nein" wegen der Abwesenheit dieses Erlebnisses. Der letzte Fall unterscheidet sich wesentlicher von den beiden ersten, als die beiden ersten voneinander.

Bezeichnen wir nun in den beiden ersten Fällen die Gebundene Produktion als „ästhetisch verstanden", im dritten Fall als „ästhetisch unverstanden", so haben wir diese drei Fälle sinngemäß in zwei zusammengezogen, die Tatsache, daß jede Antwort auf die ästhetische Frage über die Gebundene Produktion etwas aussagt, ausgedrückt, endlich für das Ordnungsprinzip des Geschmacks, das ja über die Gleichzeitigkeit des Erlebens hinausgeht, den entsprechenden Namen „Ästhetisches Verstehen" gefunden.

Das ästhetische Verstehen ist nicht mit dem logischen zu verwechseln, das ist selbstverständlich; es steht aber auch nicht beziehungslos neben ihm, sondern das Prinzip des ästhetischen Verstehens schließt das des logischen aus.

Denn das Prinzip des logischen Verstehens ist die Zuordnung gewisser Inhalte zu einer bestimmten Sinnganzheit vermöge einer inneren Verwandtschaft (Affinität) dieser Inhalte zueinander, welche — die Affinität nämlich — mit der Sinnganzheit in Wechselbeziehung steht. Dieses Prinzip heißt Begriff. Das Prinzip des ästhetischen Verstehens ist die Zuordnung zweier Ganzheiten über die Gleichzeitigkeit ihres Erlebens hinaus, d. h. vermöge einer Affinität, durch die sie in einem neuen, dem ästhetischen, Gegenstand erlebt werden. Man sieht also, daß beide Prinzipien auf gleicher Ebene liegen; entweder schließt eines das andere ein, oder beide schließen einander aus. Das Prinzip des ästhetischen Verstehens ist entweder eine Art von Begriff, oder es ist ein Seitenstück zum Begriff.

Eine Art von Begriff kann es nicht sein, denn Begriffe sind bestimmend. Da nun der Gegenstand des Geschmacks ein Erlebnisgegenstand ist, für den obendrein eine Freie Produktion gegeben ist, eine solche also, deren Elemente nicht einmal durchaus an die Erfahrung gebunden sind, kann das Prinzip des Geschmacks seinen Gegenstand nicht bestimmen.

Das Prinzip des Geschmacks ist also sicher kein Begriff. Es gibt keine ästhetischen Begriffe; wohl aber gibt es Begriffe der Ästhetik, wovon ja der Begriff des Geschmacks selbst einer ist.

Die Erörterungen dieses Kapitels, die an das Beispiel der zwei Melodien geknüpft wurden, gelten auch, wenn an der Stelle der zwei Melodien zwei Gestaltsganzheiten

anderer Art gegeben sind, nur müssen beide an einem ästhetischen Erlebnis beteiligten Ganzheiten von gleicher Art, ihre Elemente von gleicher Sinnesqualität angenommen werden. Denn einerseits ist nur von allgemeinen Bedingungen der Gestalt, nicht von besonderen, unter denen nur die Melodie stände, Gebrauch gemacht worden. Andererseits sollte sich ja die Freie Produktion von der Gebundenen Produktion nur durch Variation von Elementen unterscheiden, und eine solche einfache Beziehung findet nur zwischen Ganzheiten statt, deren Glieder gleiche Sinnesqualität haben.

Die letzten Sätze gelten aber auch für den Fall, daß sowohl die Gebundene wie die Freie Produktion eine Sinnganzheit ist. Denn dort tritt zwar neben und über die sinnliche Wahrnehmung hinaus die Verständigung als Medium der Gegebenheit auf, aber auch an die Verständigung kann eine Sinnganzheit mehr oder weniger gebunden sein. Es gibt also Freie und Gebundene Produktion in unserem Sinne auch bei Sinnganzheiten, und daraus folgt alles weitere.

Es bleiben aber noch die drei Möglichkeiten zu erörtern, daß die Gebundene Produktion eine Gestalt anderer Sinnesqualität ist als die Freie Produktion (Rhythmus — Bild), oder daß die Gebundene Produktion eine Sinnganzheit, die Freie ein Bild ist und umgekehrt (Sinn — Bild oder Bild — Sinn).

Im folgenden Kapitel werden wir den Fall „Bild — Sinn" behandeln und schließlich zeigen, daß der Tatbestand aller drei noch zu behandelnden Fälle ganz ähnlich ist.

IV.

Existenz des komplexen Falles. — Der „Sinn des Bildes". — Nochmals das ästhetische Verstehen. — Sinn und Verstehen. — Schema des komplexen ästhetischen Erlebens. — „Bild — Sinn" und die übrigen Modi des komplexen ästhetischen Erlebens.

Das ästhetische Erlebnis differenzierte sich in einen einfachen Fall, mit zwei — kurz gesagt — gleichartigen Ganzheiten, und einen komplexen Fall, mit zwei verschiedenartigen Ganzheiten. Beide Fälle besitzen eine Reihe von Modis, entsprechend den Modis der für das ästhetische Erleben jeweils gegebenen Ganzheiten. Diese

Reihe kann ebensowenig wie jene Modi vollständig aufgezählt werden. Wir haben jedoch beschlossen, zwei sehr verschiedene Klassen von Ganzheiten, nämlich die Gestalten und die Sinnganzheiten, als Vertreter aller andern Arten von Erlebnisgegenständen (d. i. Ganzheiten) herauszuheben. Dadurch erhalten wir insgesamt vier Hauptfälle des Geschmackserlebens, die, wenn wir die Gebundene Produktion voranstellen, unter den Gestalten das Bild wiederum bevorzugen, und endlich für „Sinnganzheit" abkürzungshalber „Sinn" schreiben, folgendermaßen zu bezeichnen wären:

1. a) Bild — Bild,
   b) Sinn — Sinn.
2. a) Bild — Sinn,
   b) Sinn — Bild.

Ein weiterer Modus des Falles 2, „Bild — Rhythmus" oder „Rhythmus — Bild", wäre mit (2 aa) zu bezeichnen. Den lassen wir v o r l ä u f i g unter den Tisch fallen.

Die beiden übrigen Modi des Falles 2 existieren. Es ist ganz gewiß möglich, gleichzeitig mit einem gegebenen Bild eine Sinnganzheit oder mit einer gegebenen Sinnganzheit ein Bild, eine visuelle Vorstellung, frei zu produzieren. Auch kann auf diese Art ein ästhetisches Erlebnis vollzogen werden. Statt jedes anderen Beweises muß wiederum für diese Behauptungen das Zeugnis des Lesers angerufen werden. Allerdings besteht dabei, besonders deutlich beim Modus „Bild — Sinn" eine Schwierigkeit, die den Leser täuschen und den Wert seines Zeugnisses herabsetzen könnte.

Wer ein Bild herstellt oder vorzeigt, schreibt ihm oft einen Sinn zu, der dann als „Sinn des Bildes" zu bezeichnen ist. Wer einen Satz ausspricht, meint immer etwas damit, mitunter die Vorstellung eines Bildes. Für diesen Sinn eines Bildes und das mit dem Satz Gemeinte gibt es einen gemeinsamen Ausdruck; man spricht von der B e d e u t u n g des Bildes bzw. des Satzes. Das Problem der Bedeutung zählt nun zu den schwierigsten Grenzfragen der Psychologie und Wissenschaftslehre. Zum Glück braucht es nicht ausführlich abgehandelt zu werden, denn der Sachverhalt des ästhetischen Erlebens schließt den Sachverhalt der Bedeutung aus. Sobald nämlich ein Sinn als Bedeutung eines Bildes gegeben ist, kann er nicht im Vergleich zu dem Bilde frei produziert sein. Ein

ästhetisches Erlebnis kann aber nur dann geschehen, wenn der Sinn als Freie Produktion auftritt. Natürlich gilt das gleiche bei Vertauschung von Sinn und Bild. Um also die Existenz des komplexen Falles zu bezeugen, muß der Sachverhalt der Bedeutung ausgeschlossen werden. Unter tausend ästhetischen Aufgaben, die m. E. kaum ohne Verwirklichung dieses Falles zu lösen sind, nenne ich zum Modus a) das Gemälde „Frühstück im Freien" von Edouard Manet (16), zu b) die Gartenszene aus dem Roman „Nils Lyhne" von Jens Peter Jacobsen. (17)

Auf den Fall 2 allgemein bezieht sich auch die folgende Bemerkung.

Es liegt folgender Tatbestand vor: Die Gebundene Produktion einer Ganzheit irgendwelcher Art wird (im Sinne der Prüfung) gleichzeitig mit einer Freien Produktion irgendeiner anderen Art erlebt; dabei entsteht ein Gegenstand des Geschmacks, das heißt, es gelingt das ästhetische Verstehen der Gebundenen Produktion. Dieser Tatbestand kann irgendwann, irgendwie, mit jeder beliebigen Art von Ganzheit, verwirklicht sein.

Daraus folgt: Wenn es überhaupt ein allgemeines, alle ästhetischen Erlebnisse umfassendes Prinzip des Geschmacks gibt, so muß es seinem Begriffe nach von der Art derjenigen Ganzheiten, die als Elemente seines Gegenstandes gegeben sind, unabhängig sein. Dieser Schluß von der Tatsache auf das Prinzip ist für die Psychologie charakteristisch. Daß er dort Beweiskraft besitzt, hat Hönigswald in dem Satze ausgesprochen, jede psychologische Tatsache sei zugleich Prinzip. (18)

Wenn es kein allgemeines Prinzip des Geschmacks gibt, wenn also auch noch in das allgemeinste Geschmacksprinzip eine Beziehung zu bestimmten Formen der Gegebenheit des ästhetischen Erlebens mit eingeht, dann lassen sich die Prinzipien des Geschmacks nicht vollständig aufzählen. Daher ist es zweckmäßig, das Geschmacksprinzip als allgemeines Prinzip anzusetzen. Das heißt aber, das ästhetische Verstehen als Analogon zum ästhetischen Verstehen, das Geschmacksprinzip als Analogon zum Begriff anzusetzen. Der Schwerpunkt der weiteren Untersuchungen ist nunmehr nicht mehr die Diskussion der Gegebenheit des ästhetischen Erlebens, sondern die Diskussion des ästhetischen Verstehens. Damit ist ein Wendepunkt erreicht, den man wohl als

Übergang von der Psychologie des ästhetischen Erlebens zur Philosophie des Geschmacks auffassen kann.

Die größte Gefahr des Eintretens einer solchen Modifikation des ästhetischen Verstehens, daß durch sie die Einheit des Geschmacksprinzips gestört werden könnte, besteht dort, wo die Sinnganzheit als Gebundene oder als Freie Produktion auftritt, also das sprachliche Verstehen — das übrigens mit dem logischen nicht verwechselt werden darf — eine Rolle spielt. Das sprachliche Verstehen heißt Verständigung. Wir werden nun sehen, daß die Verständigung einen Anteil zu allem Verstehen liefert und sich dabei analog verhält, wie die Gegenständlichkeit, die an jeder Art von Geltung beteiligt ist. Den Anteil des Verstehens, welcher dem Ichanteil bei der Geltung zugehört, werden wir mit dem Worte „Verständnis" bezeichnen. Das Geschmacksprinzip wird mittels einer Differenzierung des ästhetischen Verstehens in Verständnis und Verständigung aufgesucht werden. Dabei bezieht sich nun beides, Verständnis und Verständigung, nicht auf die gegebenen Ganzheiten, sondern auf den aus ihnen geschaffenen Gegenstand des Geschmacks, der von der Gebundenen Produktion wohl zu unterscheiden ist. Daher darf man erwarten, daß die Sinnganzheit weder als Gebundene Produktion noch als Freie Produktion die Einheit des allgemeinen Geschmacksprinzips gefährdet.

Nun waren aber diese Modi, die wir als Repräsentanten des komplexen Falles hervorgehoben haben, die schwierigsten, und da wir zeigen konnten, daß sie voraussichtlich harmlos sind, können wir das von allen anderen erst recht erwarten, so daß uns eine gesonderte Betrachtung der übrigen Modi des komplexen Falles erspart bleibt.

V.

Verständnis und Verständigung. — Typus und Begriff. — Die Beschreibung des Typus. — Beschreibung und Typus; der typische Gegenstand. — Das Geschmacksprinzip. — Die Schwellen des Geschmacks. — Über die Subjektivität des Geschmackserlebens.

Verstehen hat im wesentlichen eine zwiefache Bedeutung. Es heißt einmal: wissen, was gemeint ist, und ferner: Verständnis haben (für etwas). Die deutsche Sprache unterscheidet diese beiden Bedeutungen durch

verschiedenen Satzbau; wenigstens bleiben einige Satzformen der zweiten Bedeutung vorbehalten. „Sich auf etwas verstehen" sagt immer aus, daß für eine Sache Verständnis vorhanden sei. Auch gehört allein zu der Bedeutung „wissen, was gemeint ist" die Nominalform „Verständigung". Um aus dem Sprachgebrauch jedoch zu demonstrieren, in welcher Richtung Verständnis und Verständigung voneinander unterschieden sind, ist es notwendig, zu zeigen, daß die Verständigung über eine Sache und das Verständnis für dieselbe Sache tatsächlich verschieden sind.

In Gegenden, wo der Schirm aus roter Baumwolle als Hoheitszeichen des verheirateten Mannes zur Festtracht des Bauern gehört, wird zwar das Wort Schirm verstanden werden, aber man darf wohl sagen, daß kein Verständnis dafür, was ein Schirm eigentlich ist, vorhanden ist. Man kann den Spieß auch umkehren und feststellen, daß ein Städter, der über den Schirm lacht, den der Bauer bei jedem Wetter im Arm trägt, kein Verständnis dafür hat, was für eine Art Schirm das eigentlich ist.

Die Frage ist nun, wie man in solchen Fällen zum Verständnis gelangen kann. Mittels Definition des Wortes Schirm ist offenbar nichts zu erreichen. Übrigens bezeichnet ja dieses doch wohl eindeutige Wort sehr verschiedene Dinge, die keineswegs unter einen Begriff zu bringen sind, der dem Worte wirklich adäquat wäre. Da ist der Ofenschirm, der Wandschirm, der Projektionsschirm; da ist schließlich jener abstrakte Ausdruck aus Luthers Psalmenübersetzung. Kurz, es gibt keinen Begriff, der alle Dinge umfaßt, welche mit dem Worte Schirm belegt werden können. Daß dennoch dieses Wort eindeutig ist, zeigt ohne weiteres ein Vergleich mit dem doppeldeutigen Worte Hahn, das ja zwei Gruppen von Dingen bezeichnet. Es mag übrigens wohl sein, daß früher einmal das Wort Hahn nicht als doppeldeutig angesehen wurde. Woher kommt es aber, daß „Schirm" heute nur eine Bedeutung hat, obwohl es so verschiedene Gegenstände bezeichnet?

Wenn gesagt wird, es käme daher, daß alle diese Gegenstände als zu einer Gruppe gehörig, als Argumente einer Funktion, aufgefaßt werden, so ist das nicht mehr als eine Tautologie, wenn wir nicht die Gruppe charakterisieren können. Der Anfang dazu ist bereits gemacht. Wir wissen, daß das Charakteristikum dieser Gruppe

nicht die Definition eines Begriffes, die charakteristische Funktion der Gruppe nicht der Begriff ist.

Andererseits ist klar, daß diese charakteristische Funktion ein „Seitenstück" zum Begriff ist, um an einen früher gebrauchten Ausdruck anzuknüpfen. Die Antithese zwischen ihr und dem Begriff ist durch die Antithese zwischen Verständnis und Verständigung mit gegeben. Das geht aus dem Anfang dieser Untersuchung hervor. Das alles sollte noch einmal zusammengefaßt werden, damit der Leser spürt, daß etwas richtiges daran ist, wenn behauptet wird: Die fragliche Funktion, jenes Seitenstück zum Begriff, ist der Typus; und die Analyse des Typus ist der Schlüssel zum Prinzip des Geschmacks.

Die Zuordnung eines Gegenstandes zu einem Typus bedeutet nicht eine Erkenntnis, sondern ein Erleben. Denn die Frage, ob das Wort Hahn eindeutig oder doppeldeutig sei, ob also der Wasserhahn und der Haushahn von einem einzigen Typus zu erfassen sind oder nicht, dafür gibt es kein allgemeingültiges Kriterium, wohl aber eine Entscheidung jedes Einzelnen; es handelt sich um eine richtig gestellte Frage, die Antwort ist aber nicht bestimmt.

Der Typus bestimmt also seinen Gegenstand nicht, während der Begriff seinen Gegenstand bestimmt. Der Typus besitzt eine Abhängigkeit vom Ich, die der Begriff nicht hat. Der Zusammenhang des Begriffes mit den Gegenständen, die er zu Argumenten hat, wurde früher einmal mit dem Worte Verständigung bezeichnet. Den erlebten Zusammenhang des Typus mit den Gegenständen, die auf ihn zu beziehen sind, können wir also mit Verständnis bezeichnen.

Der Begriff ist eine Funktion des Gegenstandes, der Gegenstand nicht eine Funktion des Begriffes. Das bedeutet: der Gegenstand ist gegenüber der Anwendung eines Begriffes auf ihn invariant; der Begriff ist gegenüber dem Gegenstande transzendent. Anders verhält es sich mit dem Typus. Die Anwendung eines Typus auf einen Gegenstand verändert sowohl den Gegenstand wie den Typus. Zwischen beiden findet Wechselwirkung statt. Denn wenn der Typus durch ein Erlebnis zustandekommt, so wird der Gegenstand durch die Anwendung

des Typus dem Verständnis erschlossen, und beides geschieht durch einunddasselbe Erlebnis. Dies kann man auch so ausdrücken, daß man sagt, der Typus sei dem Gegenstande, auf den er sich beziehe, immanent. Diese Immanenz hängt mit der Abhängigkeit des Typuserlebens vom Ich zusammen, und da diese Abhängigkeit nur relativ ist, so kann auch jene Immanenz nur relativ sein, und daraus folgt, daß der Typus gegenüber dem Gegenstande, der durch ihn verstanden wird, relativ immanent, oder, was dasselbe heißt, relativ transzendent ist. In demselben Sinne, wie die Erkenntnis als Grenzfall des Erlebens dargestellt werden kann, also nicht bezüglich der Entstehung, sondern der Erlebnisstruktur, gilt also der Satz: Der Begriff ist ein Grenzfall des Typus.

Was die Definition für den Begriff ist, das bedeutet die Beschreibung für den Typus. Die Definition des Begriffs stellt die vollständige Aufzählung der notwendigen und hinreichenden Bedingungen dar, denen ein Gegenstand genügen muß, um dem Begriff zu unterliegen. Gibt es etwa mehrere Definitionen eines Begriffes, was durchaus möglich ist, so muß jeder Gegenstand, der eine dieser Definitionen erfüllt, auch der andern genügen. Dies ist nur möglich, wenn die erste dieser Definitionen die notwendigen und hinreichenden Bedingungen dafür enthält, daß die zweite Definition erfüllt ist, und umgekehrt. Z. B. ist das Dreieck diejenige gradlinig-begrenzte ebene Figur, deren Winkelsumme 180° beträgt, oder was dasselbe heißt, die drei Ecken besitzt. Denn die notwendige und hinreichende Bedingung dafür, daß in einer geradlinig-begrenzten ebenen Figur die Winkelsumme 180° beträgt, ist, daß sie drei Ecken hat, und umgekehrt. Eine Definition ist falsch, wenn in ihr Bedingungen nebeneinander aufgezählt sind, die nicht anders als gleichzeitig gelten, die also einander einschließen, und selbstverständlich auch dann, wenn zwei Bedingungen, die sie enthält, einander ausschließen. Es gibt nur dann mehrere Definitionen für einen Begriff, wenn jede von ihnen Bedingungen enthält, die mit andern notwendigerweise gleichzeitig erfüllt werden.

Beschreibungen eines Typus kann es niemals nur eine geben. Eine Beschreibung kann nämlich niemals vollständig sein und besagen, daß ein Gegenstand, auf den sie

zutrifft, dem Typus angehört, und andern nicht. Sonst wäre einmal der Typus bestimmt, unabhängig vom Ich, was nicht sein darf, und zweitens fiele der Abstand von Typus und Begriff. Daß überhaupt die Beschreibung eines Typus möglich ist, bedeutet ja schon, daß der Typus nicht absolut, sondern nur relativ vom Ich abhängt; die Beschreibung, welche ja der Verständigung zugänglich ist, stellt die Gegenständlichkeit des Typus dar. Der Typus muß also, damit er sich vom Begriff unterscheide, von seiner Beschreibung relativ unabhängig sein.

Die Beschreibung eines Typs kann natürlich zugleich die Definition eines Begriffes sein. Allerdings ist meistens der Begriff, den die Beschreibung eines Typus definieren würde, wenig brauchbar zur Erweiterung des Wissens, wozu doch der Begriff in erster Reihe dient. Denn wo man begreifen, erklären, begründen kann, wo man Aufschlüsse durch Begriffe bekommt, braucht man nicht zu beschreiben und zu typisieren. Den Typus braucht man nur, wo man keine ausreichenden Begriffe hat — und dann gibt es eine Methode, die wir kennenlernen werden, um vom Typus zum Begriff zu gelangen — oder dort, wo Begriffe aus Prinzip unbrauchbar sind, wie eben auf dem Gebiete des Geschmacks.

Ist die Beschreibung eines Typus gegeben, so läßt sich der Menge der Gegenstände, welche der Typus umfaßt, eine andere Menge von Gegenständen gegenüberstellen, die durch die gegebene Beschreibung getroffen werden, also die Merkmale zeigen, die diese Beschreibung fordert. Das heißt aber nicht, daß die gegebene Beschreibung, die dem Typus gewissermaßen adäquat sein sollte, zugleich eine Beschreibung aller dieser Gegenstände sei. Sie ist nämlich zunächst nur eine Auswahl ihrer Merkmale, und nicht jede beliebige Auswahl von Merkmalen eines Gegenstandes stellt eine Beschreibung dieses Gegenstandes dar. Wir wollen aber annehmen, daß es unter den Gegenständen, die eine gegebene Beschreibung trifft, welche gibt, deren Beschreibung durch die gegebenen Merkmale möglich ist.

Solche Gegenstände wollen wir, falls die gegebene Beschreibung wirklich die Beschreibung eines Typus ist, typische Gegenstände oder Vertreter des Typus nennen. Nun soll ja der Typus von seiner Beschreibung relativ unabhängig sein. Träger dieser Invarianz des

Typus gegenüber der Beschreibung sind nun die Vertreter des Typus. Sie werden nicht nur von jeder Beschreibung, die eine Beschreibung des Typus ist, getroffen, sondern jede Beschreibung des Typus beschreibt sie auch.

Wollte man die Menge aller Gegenstände eines Typus mit einer Punktmenge im Raume vergleichen, so müßte man den typischen Gegenständen dieser Menge die Häufungspunkte der Punktmenge zuordnen. Diese Häufungspunkte, oder vielmehr die typischen Gegenstände, brauchen nicht in der Mehrzahl vorhanden zu sein, es muß aber mindestens einen geben, damit man überhaupt von einem Typus reden kann.

Räumliche Verhältnisse sind schon einmal, bei den vorläufigen Formulierungen des Geschmacksprinzips, bildlich verwendet worden; dort wurde von dem Abstande zweier Ganzheiten gesprochen.

Bedenken wir nun, daß ein Typus durch einen seiner Vertreter gegeben und dieser wiederum frei produziert sein kann, daß ferner die Zuordnung eines Gegenstandes zu einem Typus Verständnis dieses Gegenstandes bedeutet, so ergibt sich folgender Ansatz des Geschmacksprinzips:

> Das ästhetische Erlebnis ist das Erlebnis des Abstandes einer gebunden-produzierten Ganzheit von einer frei-produzierten, welche typisch für einen Typus ist, dem die Gebundene Produktion angehört.

Dieser Abstand darf eine Schwelle nicht überschreiten, damit das ästhetische Erlebnis noch geschehen kann. Offenbar ist das die Schwelle, welche die Gegenstände, die als einem Typus angehörig erlebt werden können, von den übrigen trennt. Innerhalb dieser Schwelle gibt es eine andere, welche die wohlgefälligen Gegenstände von den nicht wohlgefälligen trennt.

Neben anderen Einschränkungen der Gültigkeit von Ergebnissen ästhetischen Erlebens, die wir bereits als vergleichsweise trivial, d. h. nicht für den Geschmack bezeichnend, beiseite gesetzt haben, gibt es erstens die Abhängigkeit der dem Geschmack eigentümlichen Schwellen vom Ich, zweitens aber vor allem die Möglichkeit, daß es außer dem frei-produzierten Gegenstande in der

Nähe des gebunden-produzierten Gegenstandes einen Vertreter eines anderen Typus gibt, welcher diesem viel näher liegt als jener. Demgegenüber gilt nun der wichtigste Satz unserer Abhandlung, daß nämlich dieser Unterschied der Verständigung zugänglich ist. Unter Vernachlässigung von Korrekturen, die insbesondere auf der individuellen Verschiedenheit der Geschmacksschwellen beruhen, kann man diesem Satze eine Fassung geben, die seine grundlegende Bedeutung am klarsten zeigt. Man kann nämlich dafür sagen: Der Geschmack ist lehrbar.

Dem Beweise dieses Satzes ist das folgende Kapitel gewidmet.

VI.

Die Methode des Typus als Grenzübergang. — Stetigkeitsprinzip und Freie Produktion. — Aufhebung der Freiheit der Produktion. — Die Verständigung über das ästhetische Erlebnis. — Die ästhetische Regel. — Folgerungen aus der Lehrbarkeit des Geschmacks. — Über die Grenzen der Ästhetik.

Vergleicht man die Methoden der Erfassung von Gegenständen durch den Typus und den Begriff, so ergibt sich in mehr als einer Hinsicht eine Analogie zu dem Gegensatze zwischen Elementarer und Höherer Analysis in der Mathematik. Die Höhere Analysis ist bekanntlich durch die Verwendung von Grenzübergängen und Stetigkeitsprinzipien gekennzeichnet, und so erfaßt die Gliederung in Elementare und Höhere Analysis die gesamte Mathematik. Allenfalls wäre die Mengenlehre, als gewissermaßen „Höchste Analysis", auszuschließen, weil sie vor der Höheren Analysis durch eine besondere Auffassung des Unendlichen ausgezeichnet ist. Das gehört schon nicht mehr hierher, denn wenn wir auch die Analysis des Schönen in ähnlicher Weise vor der Analysis des Typus ausgezeichnet finden werden, wie die Mengenlehre vor der Höheren Analysis ausgezeichnet ist, werden wir doch diese Analogie dort nicht wieder aufnehmen.

Als vollständige Definition eines Begriffs kann man die Lösung dreier Aufgaben bezeichnen: erstens die Aufzählung der notwendigen und hinreichenden Bedingungen, welche die eindeutige Zuordnung eines jeden Gegenstandes

zu der dem Begriff adäquaten Menge oder zu der dazu komplementären Menge von Gegenständen gestatten, wobei freilich das Beiwort „vollständig" überflüssig wäre, weil eine in diesem Sinne unvollständige Definition überhaupt keine ist. Zweitens kann als vollständige Definition eines Begriffs eine solche bezeichnet werden, die nur solche Begriffe enthält, welche nicht wiederum definiert werden können. Endlich kann man noch unter vollständiger Definition eines Begriffes die Aufzählung aller möglichen Definitionen dieses Begriffes verstehen. Die erste Aufgabe ist, wie bereits gesagt, eine endliche Aufgabe, deren Lösung zu sein eine aktuelle Forderung ist, der jede Definition unterliegt. Die zweite Aufgabe ist gleichfalls endlich. Sie fordert nicht, daß sämtliche stillschweigenden Voraussetzungen einer Definition ausgesprochen werden, sondern nur, daß für jeden in der Definition verwendeten Begriff eine Definition gegeben wird, und daß dies nicht nur in der Idee möglich, sondern auch vollziehbar ist, bildet die Grundlage aller Verständigung. Die dritte Aufgabe, alle möglichen Definitionen eines Begriffes anzugeben, ist zwar eine unendliche Aufgabe, aber jeder Schritt des Prozesses, der zur Lösung dieser Aufgabe führt und der als Prozeß der Forschung zu bezeichnen ist, läßt sich ohne Vorwegnahme der Gesamtheit des Prozesses durchführen. Unendliche Prozesse dieser Art gibt es auch in der Elementaren (mathematischen) Analysis.

Die Analysis des Typus führt aber auf grundsätzlich andere Prozesse. Die vollständige Beschreibung eines Typus, die zugleich die vollständige Beschreibung des typischen Gegenstandes wäre, ist eine unendliche Aufgabe, aber schon in der Definition des Typus, also bereits bei dem ersten Schritt des Prozesses der vollständigen Beschreibung eines Typus, müßte die Möglichkeit dieses Prozesses nicht nur, sondern sein möglicher Vollzug vorausgesetzt werden. Der typische Gegenstand war ja als Häufungspunkt der durch alle Beschreibungen des Typus ausgezeichneten Gegenstände überhaupt erst definiert. Die Gesamtheit des Prozesses bewirkt bereits den ersten Schritt des Prozesses, ist also in diesem und in jedem Schritt des Prozesses gegenwärtig. Selbstverständlich ist die Gesamtheit dieses Prozesses nicht aktuell, sondern nur potentiell, aber sie ist nicht nur möglich, sondern sie ist wirklich — in dem Augenblick, wo auch nur ein Schritt dieses Prozesses aktuell geworden ist.

Derartige Prozesse sind es, die man in der Mathematik als Grenzübergänge bezeichnet, und durch welche die Höhere Analysis gekennzeichnet ist. (19)

Die nicht vollständige Beschreibung eines Gegenstandes ist immer zugleich eine nicht vollständige Beschreibung anderer Gegenstände auch. Also ist ein Gegenstand nur durch vollständige Beschreibung eindeutig bestimmt. Daher bedeutet jede Beschreibung eines Typus, die wirklich vollzogen wird und also nicht vollständig sein kann, die vollständige Beschreibung einer gewissen Umgebung des typischen Gegenstandes. Daß man sich der vollständigen Beschreibung beliebig annähern könne, bedeutet also, daß man sich dem typischen Gegenstand beliebig nähern könne. Damit ist ein Stetigkeitsprinzip gesetzt und gefordert, daß die Menge der Gegenstände eines Typus ein Kontinuum darstelle. Nun gilt dieses Stetigkeitsprinzip gewiß nicht für wirkliche, tatsächlich erlebte Gegenstände, also wenn man nur Gebundene Produktionen als Gegenstände des Typus zuläßt; es gilt aber ganz gewiß unter Zulassung der Freien Produktion, vermöge einer Grundeigenschaft des Bewußtseins, die Leibniz als „Prinzip der kleinen Wahrnehmungen" formuliert hat. (20)

Also fordert die methodische Erfassung des Typus die Freie Produktion.

Andererseits wird die „Umgebung" eines typischen Gegenstandes durch eine Beschreibung gekennzeichnet, und diese unterliegt der Verständigung. Unbeschadet der Tatsache, daß sie ein Erlebnis und nicht einmal durchaus an die Erfahrung gebunden ist, kann die Freie Produktion soweit mitgeteilt werden, wie der typische Gegenstand beschrieben werden kann. Die Forderung, daß ein produzierter Gegenstand einer mittels der Verständigung gegegebenen Beschreibung genügen soll, schließt nämlich die Freiheit seiner Produktion nicht aus. Denn jede Beschreibung ist notwendigerweise unvollkommen, der Typus relativ unabhängig von ihr, und erst recht ein Gegenstand, von dem nur verlangt wird, daß er in der „Umgebung" eines seiner typischen Gegenstände liegen soll.

Die Forderung der Freien Produktion und die Möglichkeit der Verständigung über den Geschmack schließen einander keineswegs aus. Sie bedingen einander, sind ineinander aufgehoben und Folgesätze aus dem gleichen

und einzigen allgemeinen Prinzip des Geschmacks. Die Möglichkeit der Verständigung über den Geschmack, die, wie wir gesehen haben, beliebig weit erstreckt werden kann, dabei aber notwendigerweise eingeschränkt und unvollkommen bleibt, bedeutet die Objektivität des Geschmacksgegenstandes. Die Ursache ihrer Unvollkommenheit ist die Unentbehrlichkeit der Freien Produktion bei jedem Akte des Geschmacks. Der Erlebnischarakter des Geschmacks kann auf keine Weise eliminiert werden, der Geschmack ist „subjektiv" und es gibt kein Geschmacksurteil.

Damit ist die Aufgabe gelöst, das Kantische Paradoxon aufzulösen. Aber um den einfachsten Ausdruck für diese Lösung hinzuschreiben, ist es nötig, an das vorige Kapitel anzuknüpfen. In der Tat, die Möglichkeit des Verständigungsprozesses bezüglich des Geschmacks ist gleichbedeutend mit dem Satze: „Der Geschmack ist lehrbar", gleichzeitig aber gilt wegen der Unvollständigkeit der Verständigung über den Geschmack ebenso notwendig der allgemein anerkannte Satz: „Über den Geschmack läßt sich nicht streiten."

Geschmack und Typenmethode sind eng miteinander verbunden, aber die Anwendung der Typenmethode bedeutet nicht zugleich Anwendung des Geschmacks. Die notwendig unvollständige Beschreibung eines typischen Gegenstandes kann allemal als vollständige Definition eines Begriffes aufgefaßt werden. Wo nun die Typenmethode angewendet wird, um einen Begriff zu fassen, der gewissen, exakt gegebenen Bedingungen genügt, ist diese Methode kein Grenzprozeß mehr und es liegt keine Anwendung des Geschmacks vor. Dieser Tatbestand ist u. a. in der Biologie verwirklicht, wo man zwar die Typenmethode nicht entbehren kann, aber wegen der exakten Probleme nicht von einer Anwendung des Geschmacks die Rede ist. Als Beispiel ist das sogenannte biogenetische Grundgesetz anzuführen, das kein Gesetz, sondern nur eine Regel ist. Es lautet nämlich: Die Entwicklung eines Lebewesens vom Ei zum Reifezustand ist eine Paraphrase zur Stammesentwicklung vom einzelligen Lebewesen zur fraglichen Art.

Man sieht sofort, daß jede Auswertung dieser allgemeinen Regel zur Anwendung der Typenmethode führen

muß. Die exakte Aufgabe aber, welche mittels dieser Regel zu lösen wäre, ist das „natürliche System". Denn mittels dieser Regel, unter Anwendung der Typenmethode allerdings, ist zu ermitteln, welches Lebewesen in der Stammesentwicklung früher, welches später als ein anderes zu stehen kommt. Daher ist die Auswertung des biogenetischen Gesetzes — keine Anwendung des Geschmacks.

Eine Anwendung des Geschmacks ist in der Biologie auch unzulässig; sie ist ausgeschlossen, wenn der Übergang vom Typus zum Begriff geschieht und der Begriff exakt ist, d. h. seine Definition die Prüfung durch den Versuch zuläßt. Verstöße gegen diese Bedingungen könnte man daher als Ästhetizismen in der Biologie ansehen. Ein solcher Fehler findet sich m. E. bei der Gen-theorie, wie sie durch R o o n dargestellt wurde. (21)

Im gleichen Zusammenhange mit der Ästhetik wie die Biologie, steht auch Psychologie und Geschichte, wo die Anwendung des Typus aus Prinzipien begründbar ist. Betreffs der Psychologie begnüge ich mit mit dem Hinweis auf ein Buch von R. J a e n s c h : ‚Die Eidetik oder die typologische Forschungsmethode", das der Prüfung nach den eben angegebenen Gesichtspunkten durchaus standhält. Der Geschmack wird dort sehr offen angewendet, beeinträchtigt aber nicht die Wissenschaftlichkeit der Methode.

Die G e s c h i c h t s f o r s c h u n g wird von zwei Axiomen beherrscht. Das eine lautet: „Alles Geschehen hat Sinn", das andere: „Alles Geschehen bildet einen einzigen Zusammenhang." Der Sinn des Geschehens kann, weil es sich um das wirkliche Geschehen handelt, nur durch einen Typusprozeß sich ergeben. Das zweite Axiom setzt den Gegenstand, der durch diesen Prozeß erfaßt werden soll, nämlich die Geamtheit allen Geschehens. Deswegen muß alle Geschichtsforschung U n i v e r s a l g e s c h i c h t e sein. Da nur ein örtlich, zeitlich und — durch die Anwesenheit von Zeugnissen — zufällig begrenzter Raum der Geschichte überschaubar ist, kann Universalgeschichte niemals aktuell werden und involviert einen Prozeß, innerhalb dessen alle rechte Geschichtsforschung verläuft. Über den Geschmacksprozeß lagert sich also in der Geschichte ein zweiter Grenzprozeß. Wenn ein Geschichtsforscher

aus dem zweiten Prozeß herauszuspringen versucht, wird der Tatbestand des Geschmacks aktuell, es entsteht ein historischer Ästhetizismus. Alle pragmatische, alle an der Gegenwart orientierte Geschichtsschreibung gehört in diese Rubrik. Wie groß bei alledem die Gegenwartswirkung methodisch richtiger Geschichtsschreibung — einer Geschichtsschreibung ohne Ästhetizismus — sein kann, dafür ist ein Beispiel das historische Werk von Karl Marx. Über die historische Wirkung oder den wissenschaftlichen Wert des Marxismus ist damit kein Urteil gefällt worden. Dazu liegt auch kein Anlaß vor.

Auch die Philosophie hat eine Beziehung auf den Geschmack. Was man dort Weltanschauung nennt, hat die gleiche Geltungsart wie der Geschmack: sie läßt sich lehren, aber es läßt sich nicht über sie streiten. Da alle Gegenstände überhaupt der philosophischen Betrachtung müssen unterzogen werden können, so ist auch die Welt im Ganzen, die Gesamtheit aller Gegenstände überhaupt, Gegenstand der Philosophie, aber nicht der einzige, denn das Einzelne in der Welt hat auch Geltung und Sinn, hat auch Bezug auf das Ganze da, wo das Ganze selbst sich der Betrachtung entzieht. Nun mag wohl die Richtung auf das Ganze ein unvergleichlicher Quell philosophischer Einsicht sein, denn die Werke der großen Philosophen enthalten weltanschauliche Momente. Aber die Sätze, die sie auf Grund ihrer Weltanschauung gefunden haben, mögen bewundernswert sein, wenn sie aber mit dieser Weltanschauung fallen würden, sind sie vergänglich.

Die Aufgabe, die Welt als Ganzes philosophisch zu erfassen, führt zu von Weltanschauungen abhängigen Systemen. Die Aufgabe, zeitlos gültige philosophische Sätze zu finden, führt zur Universalphilosophie, die Platz für viele Methoden, aber nur für ein System hat. Man hat zu wählen. Und viele haben die Universalphilosophie gewählt; ihr Lehrbuch wäre längst geschrieben worden, wenn die Aufteilung der Philosophie in weltanschauliche Systeme dabei die einzige Schwierigkeit wäre. Die Hauptschwierigkeit dabei ist vielmehr die Tatsache, daß die Sprache Werkzeug und Werkstoff der Philosophie zugleich ist, und zur Universalphilosophie eine Universalsprache notwendig ist. Diese Schwierigkeit hat selbst Leibniz vergeblich zu überwinden gesucht, und so wird man sich mit der potentiellen Gegenwart dieses Lehrbuchs der Philosophie begnügen müssen.

VII.

Das Schöne. — Lust- und Aufgabenwechsel. — Der wesentliche Typus. — Das Erlebnis des Geschmacksprozesses als solchen. Das Prinzip des Schönen. — Die Schönheitslehre des Idealismus. — Das Schöne und die Person. — Das Schöne als Sinnbild des persönlichen Gottes.

Das Erlebnis des Schönen ist von dem des Geschmacks wohl zu unterscheiden. Es ist durch drei Eigenschaften gekennzeichnet, die dem allgemeinen Erlebnis des Geschmacks abgehen, aber den meisten Philosophen, die es beschrieben haben, aufgefallen sind. Es spendet dauernde Lust; es erscheint dem Erlebenden unabhängig von ihm selbst, von Ort und Zeit; sein Gegenstand ist einmalig und hat mit der Monade, dem Vernunftwesen, soviel Ähnlichkeit in der Struktur, daß aus ihm Vernunft zu sprechen scheint, die Vernunft des Schöpfers..

Die Lust ist zum Mittelpunkt der Ästhetik gemacht worden, aber mit Unrecht. Denn sie ist, wie selbst Kant gesagt hat, der ebenfalls Lust und Geschmack miteinander verbunden hat, eine Zustandsfunktion des Ich; sie bezeichnet, genauer gesagt, das Maximum einer Zustandsfunktion des Ich, welche allen geistigen Bewegungen, allem Erleben folgt. Man könnte sie am besten mit der Entropie vergleichen, welche in jedem abgeschlossenen System von Wärmewirkungen nach dem höchsten Werte strebt. Das Ich bildet nun zusammen mit der Aufgabe, die es beschäftigt, ein solches abgeschlossenes Wirkungssystem, hat aber die Eigenschaft, daß es niemals ohne Aufgabe sein kann, solange es seiner selbst bewußt bleibt. Ist eine Aufgabe erfüllt, tritt sofort eine neue an ihre Stelle, die gelöst werden soll. In diesem Augenblick aber ist das Maximum der „geistigen Entropie" erreicht, denn sie beginnt in einem neuen System wiederum zu wachsen. Daher tritt dieses Maximum, die Lust, im Augenblick des Aufgabenwechsels ein und kann nicht von Dauer sein, es sei denn, es gäbe einen dauernden Aufgabenwechsel. (22).

Die Dauer der Lust am Schönen ist eine Tatsache. Man bekommt es nicht satt, etwas Schönes zu betrachten und sich seiner mit allen Mitteln seines Geschmacks zu bemächtigen; ; man wird höchstens müde davon. Dabei ist man sich oft schon von Anfang an der Schönheit des

Betrachteten bewußt. Das Erlebnis des Schönen weist also tatsächlich einen dauernden Aufgabenwechsel auf, ist aber dennoch ein einziges Erlebnis. Wenigstens kommt es nicht anders zum Bewußtsein.

Das Rätsel löst sich rasch durch die Annahme, daß ein Prozeß der Gegenstand dieses Erlebnisses ist. Dann tritt innerhalb des Prozesses, der Gegenstand des Erlebnisses ist, dauernder Aufgabenwechsel ein, ohne daß die Einheit des Erlebens und seines Gegenstandes in Mitleidenschaft gezogen wird.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Prozeß, dessen Erlebnis das Erlebnis des Schönen heißt, der Prozeß des Geschmacks sein muß, jener Prozeß, dessen unerreichbar fernes Ende die Erfassung jenes Typus ist, dessen einziger typischer Gegenstand der Gegenstand ist, auf den sich der Geschmacksprozeß bezieht. Diesem Typus, den wir den wesentlichen Typus des Gegenstandes nennen wollen, nähert sich jeder Geschmacksprozeß, sofern nur der Gegenstand durch ihn dem Verständnis näher kommt.

Der wesentliche Typus eines Gegenstandes kann zwar nicht dadurch erlebt werden, daß der Geschmacksprozeß an diesem Gegenstande vollendet wird; denn dieser Prozeß ist ein Grenzprozeß. Aber er kann als Typus erlebt werden.

Nun kommt ein solcher wesentlicher Typus gewiß nicht jedem Gegenstande zu. Denn es gibt Gegenstände, bei denen das Geschmackserlebnis nicht nur nicht gelingt, sondern wo sogar die Ursache der ästhetischen Unverständlichkeit offenliegt. Man kann daher auch niemals sagen, ob ein wesentlicher Typus einem bestimmten Gegenstande zukäme oder nicht; man kann aber nicht nur erfahren, sondern auch mitteilen, warum einem Gegenstande keiner zukommt, weil man immer muß mitteilen können, warum ein ästhetisches Erlebnis nicht hat zustandekommen können. Dafür gibt es zwar nicht Gründe, die etwas beweisen würden, aber Argumente, die man zeigen kann.

Daß einem Gegenstande ein wesentlicher Typus zugehöre, läßt sich, wie gesagt, nicht einmal zeigen. Trotzdem läßt es sich erleben. Der Geschmacksprozeß konvergiert ja gegen den wesentlichen Typus hin. Nun kann diese Konvergenz besser oder schlechter, rascher oder langsamer sein, und wenn sie rasch ist, ihre Geschwindigkeit

eine Schwelle überschreitet, so kann es geschehen, daß diese Konvergenz selbst erlebt wird. Tritt dieses Erlebnis der Konvergenz eines Geschmacksprozesses bei der Produktion eines bestimmten Typus ein, so ist das Erleben dieses Typus als des wesentlichen vollzogen.

Da nun der wesentliche Typus seiner Definition nach unabhängig ist von dem Vollzug des Geschmacksprozesses — alle solchen Prozesse, die, wie auch immer, an dem gegebenen Gegenstande vollzogen werden mögen, konvergieren ja zu diesem Typus hin — ist er auch unabhängig vom Ich, ist er allgemein gültig. Also bedeutet das Erlebnis eines wesentlichen Typus als eines solchen *das Erlebnis der Allgemeingültigkeit eines ästhetischen Erlebens.*

Das Vorhandensein eines wesentlichen Typus ist offenbar, da dieser ja seiner Definition nach unabhängig vom Ich ist, als eine Eigenschaft des betroffenen Gegenstandes zu denken; es ist eben diejenige Eigenschaft, welche man Schönheit nennt. Und das Vorhandensein eines wesentlichen Typus kann nur so zum Bewußtsein kommen, daß ein Typus als wesentlicher Typus an dem Gegenstande erlebt wird. Dies Erlebnis also ist das Erlebnis der Schönheit. Damit ist das Prinzip der Schönheit gefunden, das man, frei von der Hilfskonstruktion des „Wesentlichen Typus" so formulieren kann:

> *Das Erlebnis der Schönheit ist das Erlebnis der Allgemeingültigkeit des ästhetischen Erlebens.*

Selbstverständlich ist es nichts mit der Allgemeingültigkeit des Schönen. Es kann ja nur erlebt werden. Nicht einmal lehrbar ist das Verständnis für das Schöne wie der Geschmack. Allerdings ist ja das Erlebnis des Schönen nur eine besondere Art des Geschmackserlebens, und so ergibt die Übung des Geschmacks auch eine Propädeutik für das Schönheitsempfinden, das selbst nicht eingeübt werden kann.

Das Prinzip der Schönheit, also der zuletzt formulierte Satz, ist zugleich die Auflösung des Kantischen Paradoxons, das ja als Schönheitsprinzip auftritt, nicht eigentlich als Prinzip des Geschmacks. Nur ist eben Geschmack und Schönheit in der Kritik der Urteilskraft nicht so getrennt, wie hier versucht worden ist.

Wenn unser Satz als Frucht einer philosophischen Schule aufgefaßt werden soll, so kann es nur die Schule des Idealismus sein, nicht einmal des kritischen Idealismus. Denn es ist leicht, einen Zusammenhang mit dem Platonischen Idealismus aufzuzeigen und mit Schiller, der dessen Einfluß, über Plotin und Schastesburg, gerade in diesem Punkte erfahren hat. Platon nennt schön, was zugleich wahr und wirklich ist, und meint in dem Schönen, das sich in dieser Welt den Sinnen darbietet, eine Spur des „wahrhaft Wirklichen" zu erleben. In der Tat: das Schöne ist wirklich, da es notwendig an einem wirklichen Gegenstand unmittelbar erlebt wird, und es bedeutet das Erlebnis eines Wahren, das zugleich wirklich ist. Die Antithese von Wirklichkeit und Geltung, deren Synthesis die Schönheit ist, tritt bei Schiller unter etwas verändertem Gesichtspunkt auf, nämlich unter dem moralischen. Die „Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seins" wird daher Freiheit genannt; von dieser wird gesagt, sie käme im Schönen, und nur dort, zur Erscheinung. Dabei kommt es auf das eigentlich Ethische, den Willen, nicht so sehr an, wie auf das Moment der Geltung, welches dieser Freiheitsbegriff mit dem Begriff der Wahrheit gemein hat.

Das Schöne bedeutet Wahrheit in der Wirklichkeit. Es bedeutet auch das Erscheinen der — Seele. Wenn auch das schöne, unbeseelte Ding von ungefähr auftritt und niemand anders sein Schöpfer ist als Gott, scheint es doch dem Betrachtenden ein Wesen zu sein, mit dem er sich verständigen kann. Da nun im allgemeinen das schöne Ding ein solches Wesen nicht ist, muß der Grund dafür sein, daß er das Schöne so betrachtet, wie sonst nur ein Wesen, mit dem man sich verständigen kann, einen Mitmenschen, eine Person.

Um die für die Person charakteristische Betrachtungsweise herauszustellen, ist es nötig, etwas auszuholen. Die Gegenstände des Denkens lassen sich in wirkliche Gegenstände und konstruierte Gegenstände einteilen. Letztere, zu welchen die mathematischen Gegenstände zu rechnen sind, haben außer den Eigenschaften, die ihnen bei der Konstruktion beigelegt worden sind, nur solche, die notwendig mit diesen ersteren gleichzeitig bestehen. Es hat gar keinen Sinn, solche Gegenstände außerhalb einer Methode zu ersinnen, und sie sind dann auch nach der

Methode zu betrachten, nach der und für die sie konstruiert worden sind.

Ganz anders verhalten sich die wirklichen Gegenstände gegenüber den Methoden und Gesichtspunkten, nach denen man sie betrachtet. Sie bieten jeder Methode ein anderes Gesicht dar, indem jede Methode genötigt ist, für einen wirklichen Gegenstand einen anderen, vereinfachten Gegenstand zu setzen, nämlich einen Begriff; jede Methode braucht eine Funktion wirklicher Gegenstände statt dieser selbst, eine methodisch bestimmte Funktion der methodisch unbestimmten Wirklichkeiten.

Die Person ist nun zwar wirklich, widersteht aber der Vereinfachung durch den Begriff, weil sie nur im Ganzen verstanden werden kann. Jede Methode, durch welche Wirklichkeit bewältigt wird, bedeutet, auf die Person angewandt, eine Vergewaltigung. Es gäbe also keine Möglichkeit, zum Verständnis einer Person zu gelangen, wenn sie uns nicht selbst die Hand dazu reichte. Sie manifestiert sich, gibt uns selbst an, von welchem Gesichtspunkt sie betrachtet werden will. Sie meint etwas, und das Gemeinte ist Mittler zwischen Person und Person.

Nun kann bei der Betrachtung des Schönen kein Gesichtspunkt zum Verständnis führen, der nicht in dem betrachteten Schönen bereits manifestiert ist, den nicht das betrachtete Schöne selbst angibt. Das Erlebnis der Schönheit geht ja der Betrachtung als Schönes voran, ist nicht etwa das Ziel dieser Betrachtung. In dem Erlebnis des Schönen ist der gesamte Geschmacksprozeß verborgen, den zu entwickeln dann zur unendlichen, unendlichen und unendlich reizvollen Aufgabe wird.

Die Autonomie des Schönen hat ihr Gegenstück in der Autonomie der Person. Daher verhalten wir uns dem Schönen gegenüber ähnlich wie gegenüber einer Person. Es ist also gerade die Freiheit jene ethische Kategorie, welcher nur Vernunftwesen unterliegen, die das Schöne der Person angleicht. Trotzdem muß die sittliche Wirkung der ästhetischen Erziehung bezweifelt werden. Denn keineswegs führt die Entwicklung des Freiheitsbewußtseins, die man von ästhetischer Erziehung erwarten darf, zu sittlich einwandfreier Lebensgestaltung. Der Maßstab dafür liegt nämlich außerhalb des Ich. Aus dem Freiheitsbewußtsein allein folgt entweder die Maxime des sacro

egoïsmo oder die spinozistische Maxime, durch selbstgewählte Einsamkeit und Tatenthaltung den Zusammenstoß des autonomen, persönlichen Ethos mit den heteronomen Forderungen der Sittlichkeit zu vermeiden.

Die ästhetische Erziehung, d. i. die pädagogische Wirksamkeit der Betrachtung des Schönen, besteht in dem Anreiz zum freien Gebrauch der persönlichen Kräfte. Sie ist keineswegs zu unterschätzen. Selbst die Erziehung zur Sittlichkeit ist ohne die Entwicklung der Persönlichkeit nicht zu denken, wenn sie sich auch darin nicht erschöpfen darf. Daß das Freiheitsbewußtsein, die Entwicklung der Persönlichkeit, der freie Gebrauch der Kräfte durch die Betrachtung des Schönen und die Übung des Geschmacks gefördert wird, ist nicht nur Theorie; es ist eine Tatsache, die auch der Pädagogik bekannt ist.

Zum Schlusse sei auf den Zusammenhang des Schönen mit metaphysischen Anschauungen hingewiesen.

Da die Gegenstände der Natur erst durch die Methode bestimmt werden und sonst nicht bestimmt sind, da also unser Geist sie erschafft, da aber andererseits der schöne Gegenstand als unabhängig von unserem Geist und unserer Methode, ihn zu betrachten, existierend erlebt wird, liegt es sehr nahe, in ihm die Manifestation eines Geistes zu erblicken, der diesen Gegenstand als solchen geschaffen habe, zumal ja dieser Tatbestand im künstlerischen Schaffen vorliegt. Das Schöne in der Natur wäre somit als Schöpfung eines Geistes anzusehen, und da kein wirkliches, selbst natürliches Wesen ein anderes schaffen kann, muß es ein übernatürliches Wesen geben, oder vielmehr, stehen wir vor der Idee eines übernatürlichen, existierenden, schaffenden Geistes. Es ist die Idee des persönlichen Gottes. Vielleicht hat Goethe dies gemeint — und nicht Pantheismus, nicht Vergottung der Natur — wenn er schrieb: „Siehst Du Ihn nicht? Unter jedem blühenden Baume begegnet Er Dir.“ (22)

Anmerkungen.

1. Vgl. zum folgenden Abschnitt: Richard **Hönigswald**, Vom Problem des Rhythmus, Lpz./Bln. 1926 [Rh.]. S. 5 oben, S. 7, 8, 25 Abs.
2. Immanuel Kant, Kritik der Urtheilskraft, Bln. 1799, KdU., S. 4.
3. ebd. S. 21.

4/5. ebd. S 64/65, 67. Die Definition stammt aus einer Vorlesung Richard Hönigwalds, meint Übereinkunft nach **Prinzipien** a posteriori, ohne Verständigung, und deckt auch **Humes** „Gewohnheit".

6. Rh. S. 48/49.
7. Fr. v. **Schiller**, Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, 11. Brief.
8. Rh. S. 38.
9. Plotin, Enneaden V 6.
10. KdU. S. VII.
11. ebd. S. 39.
12. Rh. S. 45.
13. Gustav Theodor **Fechner**, Vorschule der Ästhetik, Lpz. 1876.
14. Rh. S. 68.
15. ebd. S. 9.
16. Edouard **Manet**, Das Frühstück im Freien 1873, Leonore, Paris. Abb: Propyläen-Kunstgeschichte, Bd. XV, S. 430.
17. Jens Peter **Jacobsen**, Nils Lyhne, Kap. III. „An einem sonnigen Septembernachmittag . . ."
18. Rh. 1, 84.
19. Fr. W. **Leibniz**, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand, dtsch. v. Cassirer, Lpz 1926, I. Buch (zu den Begriffen „aktuell, potentiell, wirklich, möglich").
20. Fr. W. **Leibniz**, Brief an Arnault.
21. Die Kultur der Gegenwart, Bd. III, 4, 1, Lpz./Bln. 1915, S. 634 f.
22. Goethe, Die Wahlverwandschaften, 8. Kap. (Aus Ottiliens Tagebuche.)

Lebenslauf.

Am 27. April 1905 bin ich als Sohn des Kaufmanns Simon Friedländer und seiner Ehefrau Margarete, geb. Calvary, zu Breslau geboren. Ich bin Jude. Seitdem ich im Oktober 1925 das Johannes-Gymnasium, und zwar den mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig der Prima, mit dem Abschlußzeugnis verlassen hatte, studiere ich an der Universität Breslau Mathematik, Physik, Philosophie, Psychologie und Pädagogik.

Meine Lehrer sind und waren die Professoren Dr. Kneser, Dr. Rademacher, Dr. Radon, Dr. Hoheisel; Dr. Wätzmann, Dr. Reiche; Dr. Hönigswald, Dr. Löwi und Dr. Marck. Ihnen allen spreche ich meinen wärmsten Dank aus.

Herrn Professor Dr. Löwi bin ich noch besonderen Dank schuldig. Die vorliegende Dissertation, deren Plan schon Jahre zurückliegt, wurde zunächst von Prof. Dr. Hönigswald inauguriert, kurz bevor er einem Ruf nach München folgte. Er verwies mich an Herrn Professor Dr. Löwi, der mich denn auch streng und wohlmeinend beriet, ohne der Zeit und der Mühe zu achten, bis Herr Professor Dr. Marck, dankenswerterweise trotz des vorgeschrittenen Zustandes der Dissertation, meine Promotion übernahm.

Hans G. Friedländer.